

Reinhard Meßner, Innsbruck

Mut zur Performance eines vorgegebenen Rituals

Die christliche Existenz, ja die Kirche zu erneuern, war die Absicht der vom Zweiten Vatikanischen Konzil angeordneten und in seinem Gefolge umgesetzten Liturgiereform. Ist das gelungen? Eine Bilanz nach fünfzig Jahren fällt sicher nicht ganz eindeutig aus. Fraglos ist es gelungen, die aktive Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst der Kirche in zuvor nicht gekanntem Ausmaß zu beleben, fraglos ist die Erneuerung der liturgischen Bücher in den meisten Punkten positiv zu beurteilen. Teilweise erhebliche Defizite sind dagegen in der Art und Weise, Gottesdienst zu feiern, in seiner Performance festzustellen, auch in der Ästhetik der liturgischen Feiern.

Als wichtigstes Desiderat für eine weiter gehende Erneuerung der Liturgie und vor allem des christlichen Lebens aus der Liturgie würde ich die Sorge um die rituelle Qualität der Feiern nennen. Nicht zuletzt aus zeitgeschichtlichen Gründen, einer – vor dem Hintergrund eines geistlosen Ritualismus nicht unverständlichen – Abneigung gegen alles Rituelle und einer Überbewertung der rationalen Komponente der menschlichen Vernunft in den späten Sechziger- und den Siebzigerjahren, ist der durchschnittliche römisch-katholische Gottesdienst im deutschen Sprachraum gegenwärtig in besorgniserregender Weise von einer Tendenz zur Deritualisierung geprägt. Das hängt nicht nur mit seiner ästhetischen Qualität zusammen, sondern auch mit Verschiebungen im Grundverständnis von Gottesdienst. Anstelle eines qualitätvollen Rituals, das einen heiligen Raum eröffnet, in dem die immer auch erschreckende Erfahrung des Heiligen ermöglicht wird, ist vielfach eine Betonung der therapeutischen Funktion des Gottesdienstes im Sinn einer Hilfe für die Bewältigung des alltäglichen Lebens getreten, oder auch der Versuch, mittels des Gottesdienstes rationale Botschaften weiterzugeben. Dafür ist jedoch ein Ritual die denkbar ungeeignetste Form. Über die Liturgie, wie sie in den offiziellen Ordnungen geregelt ist, hat sich daher eine gänzlich deritualisierte Paraliturgie gelegt, in der in zuweilen unerträglich klerikaler Weise die Gemeinde ununterbrochen angedet und mit mehr oder minder gut gewählten Worten überschüttet wird. In der Dissertation von Christian Rentsch, *Ritual und Realität* (Regensburg 2013) ist diese m.E. erschreckende Tendenz hervorragend analysiert. Die Liturgie der Zukunft sollte nach meiner Überzeugung unbedingt wieder vom Mut zur Performance eines Rituals geprägt sein, das nicht von den Ausführenden selber hergestellt wird.

UNIV.-PROF. DR. REINHARD MESSNER
ist Professor für
Liturgiewissenschaft und
Sakramententheologie am Institut für
Bibelwissenschaften und
Historische Theologie an der
Universität Innsbruck.

Förderung des gesungenen Vollzugs der Liturgie

Dafür wäre zunächst und vor allem auf musikalischem Gebiet viel zu tun. Gesprochener, gar schlecht gesprochener Gottesdienst ist ein schwer erträglicher Grenzfall von Liturgie als Ritual. Das Bewusstsein wiederzugewinnen, dass Gottesdienst von der Natur der Sache her, nicht zur Steigerung der Feierlichkeit gesungener Gottesdienst ist, weil der Gesang den affektiven Gehalt der liturgischen Vollzüge, gerade der Sprachhandlungen erschließt, ist in meinen Augen die zentrale Aufgabe der Zukunft der liturgischen Erneuerung. Auch für die Ermöglichung eines gesungenen Gottesdienstes fehlt es derzeit an so vielem. Die erste Generation

der erneuerten liturgischen Bücher ließ kaum erkennen, dass die liturgischen Texte nicht Sprechtexte, sondern singend zu performierende Sprachhandlungen sind. Am schlimmsten ist diesbezüglich das Stundenbuch, in dem sich keine einzige Musiknote findet. Bis heute gibt es – um nur einige Beispiele herauszugreifen – keine vollständigen Vertonungen der meisten eucharistischen Hochgebete; für die Ordinariusgesänge fehlen auch nach Erscheinen des neuen „Gotteslob“ vielfach noch wirklich befriedigende Melodien, von den Propriumsgesängen ganz zu schweigen; dem Psalm im Wortgottesdienst, einem integrierenden Bestandteil der Verkündigung aus der Heiligen Schrift, hat man sich im deutschen Sprachraum von vorneherein verweigert. Man hat sich hierzulande viel zu einseitig auf das gewiss erfreulich reiche Erbe des deutschsprachigen Kirchenliedes gestützt und andere, neue Formen des gemeinsamen gottesdienstlichen Singens vernachlässigt. Damit sind wir aber eigentlich hinter den Intentionen der Liturgiereform zurückgeblieben, indem die unter anderen liturgierechtlichen Bedingungen sicher höchst verdienstvolle Form der Betsingmesse – auch wenn sie heute nicht mehr so genannt wird – perpetuiert worden ist. Selbst der Umgang mit den Gesängen, nicht zuletzt mit den nicht selten gedankenlos verstümmelten und unpassend ausgewählten Kirchenliedern lässt viel zu oft viel bis alles zu wünschen übrig. Es wird in Zukunft zu den delikatesten Aufgaben der liturgisch Verantwortlichen gehören, einen wirklichen Gemeindegesang zu installieren. Gemeindegesang ist ein gutes Prinzip für eine Liturgie, aber wie führt man einen Gemeindegesang durch in Gemeinden, die nicht singen? Die Anstellung hauptamtlicher Kirchenmusiker wäre dringend erforderlich.

Qualitätvolle Sprache im Gottesdienst

Ein zweiter Punkt, der die rituelle Performance der Liturgie betrifft, ist die Sprache – ein Thema, das bekanntlich seit mehreren Jahren viel und kontrovers diskutiert wird. Das Scheitern der letzten Auflage des deutschsprachigen Begräbnisrituale ist ein Alarmsignal, auch wenn es dabei zweifellos nicht nur, vermutlich gar nicht in erster Linie um die sprachliche Qualität des Buches, sondern um unterschiedliche Ansichten über die Funktion des Begräbnisritus gegangen ist. Für die gottesdienstliche Sprache ist nach meiner Überzeugung nicht die möglichst leichte intellektuelle Verständlichkeit entscheidend – den Begriff „Verständlichkeit“ sollte man m. E. derzeit überhaupt aus der Diskussion herausnehmen, da er selbst ausgesprochen missverständlich ist –, sondern ihre rituelle Qualität, d. h. die Qualität rhetorisch gestalteter Sprache, die Affekte des Textes zu erschließen. Dies ist nicht zuletzt eine Qualität des Klanges. Eine Erneuerung der gottesdienstlichen Sprache wird freilich nicht auf Anordnung vor sich gehen und ganz sicher nicht das Ergebnis umfangreicher Kommissionsarbeiten sein. M. E. sollte man zweigleisig verfahren: einerseits die Erstellung wirklich guter Übersetzungen – und dazu gehört von der Natur der Sache her auch, dass tatsächlich das übersetzt wird, was dasteht – von einzelnen dazu tatsächlich sprachlich begabten Personen, andererseits und dies ergänzend volkssprachliche Neuschöpfungen, wo sich in einem langen Prozess ein gutes Alternativrepertoire für eine deutschsprachige Liturgie ansammeln könnte. Aber nichts, was nicht gebührende sprachliche und inhaltlich-spirituelle Qualität hat. Was nützt es, wenn die im Gottesdienst verlauteten Texte intellektuell von allen leicht verstanden werden, wenn das, was sie zu verstehen geben, sich auf Banalitäten beschränkt?

Liturgie als Sammlung der betenden Kirche

Einen letzten Punkt möchte ich noch kurz ansprechen: Die ekklesiale Qualität der gottesdienstlichen Feiern – einer der Hauptpunkte im Programm des Zweiten Vatikanischen Konzils für die Reform des Gottesdienstes – lässt in der römisch-katholischen Kirche sehr zu wünschen übrig. Das hängt teilweise mit den genannten therapeutischen und belehrenden Tendenzen in der gottesdienstlichen Realität zusammen. Liturgie soll zusammenführen, nicht zerstreuen. Wenn die Eucharistie tatsächlich eine symbolische Antizipation der Sammlung der Menschheit im Reich Gottes ist – und wenn sie das nicht ist, wozu feiern wir Eucharistie? –, dann muss tatsächlich die Kirche an einem Ort sich versammeln, nicht bloß mehr oder (häufiger) weniger viele gutwillige Einzelne das jedenfalls im städtischen Bereich immer noch zahlenmäßig viel zu umfangreiche Angebot von Messfeiern wahrnehmen. Wenn der Taufgottesdienst ein eminent ortskirchliches Ereignis ist, dann kann doch die Ortsgemeinde nicht an der Aufnahme neuer Glieder des Leibes Christi desinteressiert und folglich völlig abwesend sein. Wenn die Kirche eine betende Kirche sein soll, dann müsste sich das doch auch jenseits des individuellen Gebetes einzelner Christen manifestieren. Die Reform der Tagzeitenliturgie war wohl der schwächste Punkt schon in den Diskussionen am Zweiten Vatikanischen Konzil und in der nachkonziliaren Umsetzung. Hier liegt nach meiner Überzeugung der dringendste weitergehende Reformbedarf auch auf der Ebene der gottesdienstlichen Ordnungen.